Die "Röstigrenze"

Autor(en): **Graf, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **35 (1979)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-421265

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die „Röstigrenze“

„Mundartwelle in der Schweiz — Dialekte dringen in alle Lebensbereiche.“ Solche und ähnliche Schlagzeilen begegnen uns in letzter Zeit immer häufiger. Dialektforscher und ETH-Professor Roland Ris weist darauf hin, daß die Mundart heute „eindeutig vordringt, auch in der öffentlichen Rede, in der Kirche und schließlich in der Schule, wo Hochdeutsch als Unterrichtssprache nicht nur in Fächern wie Zeichnen und Turnen zunehmend aufgegeben wird, sondern teilweise — sogar an Gymnasien — im eigentlichen Deutschunterricht. Bei den Massenmedien wird man gewahr, daß immer mehr Sendungen, für welche früher das Hochdeutsche als selbstverständlich galt, in irgendeiner Mundart vorgetragen werden. Ein Bündner Hoteldirektor, mit dem ich kürzlich ins Gespräch kam, zeigte sich darob gar nicht erbaut. In einem Regensommer wie dem vergangenen suchten seine vielen ausländischen Gäste Information und Unterhaltung bei den Massenmedien, aber natürlich in einer Sprachform, die sie verstanden, und nicht in einem nur Eingeweihten zugänglichen *„Chafichacheli“*-Idiom.

Man kann alles übertreiben, insbesondere den Kult des Dialekts. „Et surtout pas de zèle“ (und vor allem keinen Übereifer)! Talleyrands Mahnung an seine Diplomaten gilt für die meisten Lebensbereiche, auch für die Mode gewordene Mundartwelle. Sie hat, wie die Folklore, ihre Berechtigung, doch sollte das *vernünftige Maß* nicht überschritten werden. Sonst läge die Konsequenz noch darin, daß auch unsere Zeitungen und Zeitschriften sowie die Bücher in Mundart gedruckt würden, wobei sich freilich sogleich die Frage stellte, in welcher. Der Salat wäre auf jeden Fall da und auch — im Endresultat — die Bescherung. Bei einem Überschwappen würden sich in unserem mehrsprachigen Land *zwei Gefahren* abzeichnen, die es jedoch rechtzeitig zu erkennen und zu bannen gilt:

Die erste Gefahr, nämlich ein einseitiger, übertriebener Kult, würde zwangsläufig in die *Isolierung,* in den *Provinzialismus* hineinführen. Das Abschneiden der Nabelschnur, welche die *holländische* Sprache einst mit dem Gesamtdeutschen verband, hat zur Folge gehabt, daß in Holland jede wissenschaftliche Publikation und schriftstellerische Leistung, die internationale Beachtung finden will, zuerst ins Englische oder Deutsche übersetzt werden muß. In *Dänemark* wird die Beschränkung der Sprache auf einen Kleinstaat heute derart beengend empfunden, daß dort allen Ernstes schon der Vorschlag gemacht wurde, das Dänische durch das Englische zu ersetzen.

Wir sollten doch nicht ganz vergessen, daß unsere großen Schriftsteller wie *Gottfried Keller* und *Conrad Ferdinand Meyer* im 19. Jahrhundert gleich wie in unserer Zeit *Dürrenmatt* oder *Frisch* auf der deutschsprachigen Gesamtbühne berühmt geworden und zu internationaler Geltung gekommen sind. Wer läse — außer in kleinen Konventikeln — einen „Gantenbein", wäre er in Mundart geschrieben?

Die zweite, ernst zu nehmende Gefahr erwächst aus dem Blick und der *Rücksichtnahme auf unsere Miteidgenossen in der Romandie und im Tessin.* Gerade in letzter Zeit mehren sich auffallend die Klagen über die „Röstigrenze", welche die fatale Tendenz zeigte, sich noch zu verhärten, so daß die Sprachgruppen *auseinander-* statt zusammenrücken.

Was die Welschen in der Schule lernen, ist *le bon allemand,* wie sie es nennen, das Hochdeutsche. Viele bringen es darin zu einer erstaunlichen Beherrschung und wohllautenden Aussprache, die meisten aber doch so weit, daß sie das Hochdeutsche verstehen. Über das Zumutbare hinaus geht aber die Forderung, daß sie sich auch noch die verschiedenen Mundartkenntnisse aneignen sollten (man darf sich wegen der paar Experimente mit Kassetten, die jetzt in Umlauf gesetzt wurden, hinsichtlich der Breitenwirkung keine Illusionen machen).

Als ich noch bei einem gesamtschweizerischen Lebensmittelverband publizistisch mitarbeitete, kannte ich mehrere welsche Großkaufleute, die ihre Söhne zur Sprachschulung *nach Deutschland schickten.* Diese benötigten, erklärten sie mir, für Korrespondenz, Lektüre und Konferenzen später einmal die Hochsprache; mit irgendeinem Dialekt könnten sie nicht viel anfangen. Es ist ein *elementares Gebot der Höflichkeit,* daß ein Deutschschweizer an Tagungen und Besprechungen, wo Welsche mitwirken, sich des Hochdeutschen bedient. Wenn sich diese nur zu berechtigte Erwartung nicht erfüllt, fühlen sich die Romands rasch isoliert, ausgeschlossen und als „quantité négligeable" behandelt. Daß dadurch auch den jurassischen Scharfmachern Argumente geliefert werden, übersieht der biedere Eidgenosse alemannischer Prägung...

Als der nordjurassische Rechtsanwalt *Cattin* dem Berner Großrat präsidierte, statuierte er, wie er nachher in der Presse erzählte, einmal ein *Exempel.* In einer Pause habe er, umgeben von Fraktionspräsidenten, die sich ausschließlich in Berndeutsch unterhielten, durchgehend in Freiberger Patois gesprochen. Erstaunte Augen ringsum, kein Mensch habe ihn verstanden. Just das, erklärte er nachher den Herren, sei die Situation, in die sich die Welschen unter Deutschschweizern immer wieder versetzt sähen.

Man hört jetzt viel von Bestrebungen, bei der Erteilung eines *Zweitsprachenunterrichts* schon möglichst früh in den Elementarschulen anzufangen. Von Kaiser Karl V. stammt das Wort, die Beherrschung einer zweiten Sprache verleihe auch ein *zweites Leben* (er selber sprach fünf). Zweifellos bedeutet *jede* zusätzliche Sprache, in der man sich auskennt, eine Bereicherung; das gilt auch von den sogenannten „toten". Doch auch im Sprachalphabet kommt das A vor dem B und dem C. Vorerst und vor allem, so meine ich, müßten in der deutschen Schweiz die Schüler einmal *richtig Deutsch* lernen. Aber gerade hier *beginnt es immer bedenklicher zu hapern,* so sehr, daß in der „NZZ" schon von einer *Zerfallserscheinung* die Rede ist. „Die Lehrer aus der deutschen Schweiz", berichtet der Redaktor für die französische Schweiz, Dr. O. Frei, „die im vergangenen Frühjahr in Solothurn eine erste Bilanz des unter dem Patronat der Neuen Helvetischen Gesellschaft durchgeführten Klassenaustauschs über die Sprachgrenze zogen, haben übereinstimmend festgestellt, daß viele der jungen alemannischen Schweizer *des Hochdeutschen überhaupt nicht mehr mächtig sind,* was — fügt der Redaktor aus eigener Kenntnis bei — *eine hohe Barriere für die Partner aus der Westschweiz und dem Tessin bedeutet.*" Was die alemannischen Mundarten anbetreffe, so erschienen diese in der Westschweiz „weitherum wie prähistorische Konglomerate von Rachenlauten oder gar als »Kuhdialekte«, denen man das Ohr gar nicht erst aussetzen will" („NZZ" Nr. 256, 1978).

Auch die *Romandie,* die französische Schweiz also, hat ihre Dialekte. Man braucht nur in die Freiberge, ins Greyerzer Land, in die Walliser Täler zu gehen, um sich zu überzeugen, daß es sie tatsächlich noch gibt (vgl. „Sprachspiegel", Heft 1, S. 22). Doch die Welschen legen größten Wert darauf, sich in der Hochsprache tadellos ausdrücken zu können. Nicht umsonst widmet das welschschweizerische Radio Woche für Woche eine Sendung dem *Francophonisme.*

Diese klare Haltung trifft übrigens auch für die italienische Schweiz zu, wo der Dialekt noch mehr vom Schriftitalienischen abweicht als unsere tägliche Umgangssprache von der Hochsprache.

Das sind nun einmal die Fakten, die sich nicht dadurch aus der Welt schaffen lassen, daß man sie einfach nicht zur Kenntnis nehmen will. „Mundartwelle als Modeströmung"? Man muß den Mut haben, aus tieferer Einsicht heraus *auch deren vernünftige Begrenzung und den Beginn von Gefahrenzonen zu erkennen.* Ein übertriebener Kult zementiert nur die „Röstigrenze", und statt zur erwünschten Annäherung der Sprachgruppen führt er zu einer *Verstärkung der zentrifugalen Kräfte.* *Hans Graf*